bismärckischen Kalibers, die ihr auf den Hals gehängt worden sind. Der Exzeß des Herrn v. Carnap am Bahnhof in Opalenitza war kein vereinzeltes Vorkommniß; vor den gerichtlichen Schranken wurde eine ganze Reihe ähnlicher Ausschreitungen aus der bisherigen amtlichen Laufbahn dieses germanischen Vorkämpfers festgestellt, und die Thatsache wieder, daß seine Vorgesetzten bisher kein Arg an seinem Treiben gefunden haben, ist der sicherste Beweis dafür, daß er kein weißer Rabe unter Seinesgleichen, daß vielmehr die Carnaps in der Provinz Posen dicht gesäet sind. Mit seinen „Kolonien" hat Deutschland nun einmal Pech. Der preußische Korporal- und Polizeistock scheint nigends auf der Welt große Sympathie zu finden, bei den zivilisirten Polen so wenig wie bei den unzivilisirten Negern.

Es ist schon vor den Schranken des Schwurgerichts gesagt worden, daß sich die Carnap würdig den Leist und Wehlan anreihen. Und das ist wahr, so traurig es sein mag. Traurig wenigstens für Diplomaten- und Polizistenherzen und jenen bürgerlichen Mob, der ebenso brutal ist, wo er menschlich, wie feige, wo er muthig sein sollte. Denn sonst ist auch in Deutschland die Ansicht zahlreich vertreten, daß die „heiligen Güter des Germanenthums", für welche die Carnap und Leist und Wehlan kämpfen dürfen, lieber heute als morgen vom Teufel geholt werden mögen.

---

# Die Kolonialpolitik der Spanier auf den Philippinen und der jetzige Aufstand.

Von Heinrich Cunow.

Die spanische Regierung geräth in eine immer bedrängtere Lage. Auf Kuba will es trotz aller Repressivmaßregeln nicht gelingen, die von den Yankees im wohlverstandenen eigenen Interesse unterstützte Revolution zurückzudämmen, in den baskischen Provinzen gewinnt die Anhängerschaft der Karlisten, in Katalonien und Valencia der Republikanismus an Terrain, und nun reiht sich dem allen auch noch der Aufstand der tagalischen Provinzen Luzons an. Dem sich unter den augenblicklichen prekären Verhältnissen nur mühsam fortschleppenden spanischen Kabinet eröffnet sich damit der Ausblick auf eine lange Reihe neuer peinlicher Verlegenheiten; ist doch ohnehin schon der Nationalstolz der Spanier aufs Tiefste in seiner Eitelkeit verletzt. Der Aufstand, von dem sich die Kolonialverwaltung völlig hat überraschen lassen, bietet der sich an allen Ecken und Enden des eigenen Landes hervordrängenden Opposition die Gelegenheit zu erneuten heftigen Angriffen und enthüllt zugleich vor aller Welt die ganze Schwäche der spanischen Kolonialpolitik, die es glücklich dahin gebracht hat, daß von einem einst weltumspannenden Kolonialreich nun auch noch die letzten spärlichen Reste abzubröckeln drohen.

Entdeckt sind die Philippinen von Fernando Magallanes. Er erreichte am 16. März 1521 die Insel Jomonjol der Surigao-Gruppe, fuhr von dort an der Südostküste Leytes vorbei nach Mindanao und kam, nordwärts steuernd, über die Camoten-Inseln bis Cebu, wo er bekanntlich im Kampfe gegen die Bewohner der gegenüberliegenden Mactan-Insel am 27. April desselben Jahres seinen Tod fand. Spanien erhob auf diese Inseln, da sie seiner Ansicht nach in seiner Interessensphäre lagen, sofort Anspruch. Karl I. ließ wiederholt Expeditionen zur Eroberung der damals „Islas de Poniente" genannten Philippinen und der von den Portugiesen besetzten Molukken ausrüsten, doch schlugen alle Unternehmungen fehl. Erst der 1564 auf Befehl Philipps II. von dem Vizekönig

von Neuspanien abgesandten Expedition des Miguel Lopez de Legazpi gelang es, Spanien in den Besitz der Inseln zu bringen. Die Expedition besuchte nacheinander Samar, Leyte, Bohol, Mindanao, Cebu, die Isla de Negros, Panay, Mindoro ꝛc., legte auf Panay und Cebu Niederlassungen an und gründete 1571 nach der Besiegung des Sultans von Manila an der Mündung des Pasig die jetzige Hauptstadt Manila. Die weitere Eroberung des Archipels bot dann keine große Schwierigkeit mehr, da die eingewanderten Malaien, welche die eingebornen Negritos in das Innere der größeren Inseln zurückgedrängt hatten, nicht zu größeren Staatengebilden vereinigt waren, sondern in eine Menge selbständiger, sich gegenseitig befehdender Dorfschaften zerfielen. Nur auf Mindanao und der Sulu-Gruppe, wo die von Borneo und Ternate herübergekommenen Mohammedaner größere Raubstaaten gegründet hatten, fanden die Spanier energischeren Widerstand. Einige mohammedanische Sultanate im Innern Mindanaos behaupten sogar bis heute ihre Selbständigkeit.

Seitdem befindet sich Spanien im dauernden Besitz der Inseln. Wiederholt haben zwar chinesische Piraten, Portugiesen, Niederländer und Engländer sich im philippinischen Archipel festzusetzen versucht, aber ihre Anstrengungen blieben ohne Erfolg. Den bedeutendsten Versuch dieser Art unternahmen 1762 die Engländer, unterstützt von der chinesischen Bevölkerung Manilas. Es gelang ihnen, sich der Hauptstadt zu bemächtigen und sie siebzehn Monate zu halten; schließlich geriethen sie jedoch in eine derart bedrängte Lage, daß sie froh sein konnten, als ihnen durch die im März 1764 aus Europa eintreffenden Friedensnachrichten ein freier, ehrenvoller Abzug verschafft wurde.

Trotz dieser Ruhe vor ernsteren äußeren Anfechtungen kann von einem eigentlichen wirthschaftlichen Aufschwung der Kolonie in den ersten zwei Jahrhunderten ihres Bestehens kaum gesprochen werden. Die kurzsichtige, das neuerworbene Gebiet lediglich vom Gesichtspunkte des augenblicklichen Vortheils betrachtende Handelspolitik der Spanier hielt zu Gunsten eines manchmal rein imaginären Interesses spanischer Rheder und Fabrikanten den auswärtigen Handel der Philippinen mit Gewalt in engen Bahnen zurück. Anfangs versuchte die spanische Regierung auf dem neugewonnenen Lande ein ähnliches Besiedelungssystem durchzuführen, wie in Neuspanien und Peru. Sie theilte den Eroberern Landpfründen (Encomiéndas) als Lehen zu, meistens recht beträchtliche Landdistrikte, deren einheimische Bevölkerung ihren spanischen Lehnsherren, den Encomendéros, bestimmte Frohnarbeiten zu leisten und allerlei Tribute in Landesprodukten zu entrichten hatte. Da indeß die Lehen gewöhnlich nur für zwei, drei Generationen oder gar nur auf Lebenszeit verliehen wurden und nach dieser Zeit wieder an die spanische Krone zurückfielen, überdies auch ein Nachwuchs der Encomendéros und der Zuzug aus dem Mutterlande ausblieb, so schrumpften die Ansätze zum Encomiénda-System bald mehr und mehr wieder ein. Die wenigen Personen, die aus Spanien in die Kolonie herüberkamen, waren entweder Beamte, oder sie hielten es für vortheilhafter, im Handel ein Unterkommen zu suchen. Es ist das Verhängniß Spaniens, dem es mehr als allem Anderen den Verlust seiner Kolonialmacht verdankt, daß es nie verstanden hat, in seinen Besitzungen einen starken, aus spanischen Einwanderern hervorgegangenen spanischen Landeigenthümerstand anzusiedeln, der, mit den Interessen des Mutterlandes verwachsen und über den Einheimischen stehend, eine politische Schicht abzugeben vermochte, die an der Verwaltung des Landes betheiligt werden und auf die Spanien sich stützen konnte. Selbst in Amerika hat es bekanntlich nicht vermocht, durch Ansiedelung einer sich ihre Charaktereigenheiten erhaltenden spanischen Landes-

kinderschaft einen organischen Zusammenhang zwischen sich und seinem Kolonialbesitz herzustellen. Amerika hatte wohl anfangs einen starken Zuzug spanischer Einwanderer, aber sie wußten ihren Volkscharakter sich nicht zu erhalten. Durch Mischung mit der halbzivilisirten einheimischen Bevölkerung entstand eine neue Rasse mit verändertem Charakter und anderen Traditionen.

Der Zweck der philippinischen Kolonie wurde von der spanischen Regierung darin erblickt, der Krone Einnahmen abzuwerfen und die guten Freunde und Verwandten einflußreicher spanischer Hof- und Staatsmänner mit einträglichen Beamtenposten zu versorgen. Oder man sah in der Versetzung nach der Kolonie ein gutes Mittel, um am spanischen Hofe in Ungnade gefallene Personen aus dessen Nähe zu verbannen. Für die Hebung des Landbaues ist im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert so viel wie nichts geschehen, und selbst der Handel mit chinesischen Industrieerzeugnissen nach der Westküste Amerikas, für den Luzon in Folge seiner günstigen Lage und seiner frühzeitigen Beziehungen zu China ein natürliches Entrepot darbot, wurde im Interesse spanischer Rheder und Seidenfabrikanten künstlich niedergehalten.

Bis zum Jahre 1811 wurde der Handel nach Mexiko (zwischen Manila und Acapulco) nur durch königliche Staatsgaleonen vermittelt. Alljährlich im März und April kamen die chinesischen Dschunken nach Manila herüber, die spanischen Händler machten ihre Einkäufe, und Ende Juni ging dann die Galeone (es verkehrte jährlich nur ein Schiff) nach Acapulco ab, wo die Waaren durchschnittlich mit 100 Prozent Gewinn verkauft wurden. Die Hinfracht bestand durchweg zu vier Fünfteln aus chinesischen Waaren, besonders Stoffen, die Rückfracht vor allem aus Silber, das von den chinesischen Kaufleuten am meisten begehrt wurde. Zu Gunsten des spanischen Mutterlandes wurde anfangs der Werth der Ausfuhr nach Amerika auf 250000 Pesos (später 300000 Pesos), die Rückfracht auf 500000 Pesos beschränkt. Ueberdies untersagte die spanische Regierung den mexikanischen und peruanischen Kaufleuten die Anknüpfung direkter Beziehungen zu China, sowie auch den direkten Ankauf chinesischer Waaren durch Kommissionäre in Manila. Die chinesischen Erzeugnisse sollten durch den staatlich regulirten philippinischen Zwischenhandel vertheuert werden, damit den Exporteuren Sevillas ihr amerikanisches Absatzgebiet erhalten blieb. Auf Betreiben der spanischen Seidenfabrikanten wurde 1720 die Einfuhr chinesischer Seidenstoffe in Amerika sogar gänzlich verboten; auf wiederholtes Drängen der in ihrem Haupthandel lahmgelegten Kolonie jedoch schon 1734 theilweise und 1769 völlig wieder freigegeben und zugleich das Werthmaximum der Ausfuhr nach Acapulco auf eine halbe Million Pesos, der Import von dort auf eine ganze Million erhöht. Da die Staatsgaleone natürlich den Erfordernissen des Frachtverkehrs nicht genügte, theilte der Gouverneur in Manila den Frachtraum in kleine Theile und stellte über diese Frachtberechtigungsscheine (Boletas) aus, die von seinen Funktionären an die Kaufleute nach Ermessen abgegeben wurden: eine Einrichtung, welche den amtlichen Begünstigungen Thür und Thor öffnete. Erst 1820 gab Spanien den philippinisch-amerikanischen Handel den spanischen Kauffahrteischiffen frei und öffnete ihnen außer Acapulco noch die Häfen von Callao, San Blas und Guayaquil; doch wurde auch jetzt noch wieder in ängstlicher Besorgtheit für den Profit der spanischen Fabrikanten das Werthmaximum des Exports auf eine verhältnißmäßig niedrige Summe (750000 Pesos) festgesetzt.

Für den Handel der Kolonie mit Spanien wurde bis 1760 absolut nichts gethan. Von 1764 bis 1785 vermittelten ihn alte spanische Kriegsschiffe; dann erhielt, begünstigt durch Karl III., die aus der Compania Guipuzcoana de Caracas

hervorgegangene philippinische Handelsgesellschaft (Real Compania de Filipinas) das Privilegium des Alleinhandels mit Spanien. Obgleich die Gesellschaft sehr gut fundirt war und ihren Schiffen auch das Recht zugestanden wurde, in chinesischen Häfen anzulaufen, gingen dennoch die Hoffnungen, welche sich an die Gründung der Kompagnie knüpften, nicht in Erfüllung. Das Unternehmen fand bei den Kaufleuten und der Kolonialverwaltung in Manila nicht das Entgegenkommen, welches die Gründer erwartet hatten. Die Maßnahmen zur Hebung der Produktivität des Landbaues auf Luzon schlugen fehl, da die Preise der Kolonialprodukte sich im Vergleiche zu jenen in den niederländischen Besitzungen zu hoch stellten, und schließlich löste sich 1833 die Gesellschaft auf. Von da ab konnten auch fremde Schiffe mit europäischen Waaren in Manila verkehren, doch mußten sie den doppelten Zoll wie die unter spanischer Flagge einlaufenden Schiffe entrichten (meist 14 Prozent vom Werth); falls die Ladung aus Industrieerzeugnissen bestand, die auch in Spanien fabrizirt wurden, sogar beinahe das Dreifache (8 Prozent gegen 3 Prozent für spanische Schiffe).

Durch dieses System der Differenzialzölle sollte der Absatz der spanischen Industrie gefördert werden; da aber der Bedarf der Kolonie hauptsächlich aus englischen und deutschen, von der spanischen Industrie nicht fabrizirten Artikeln bestand, so lief die Sache gewöhnlich darauf hinaus, daß entweder die englischen, resp. deutschen Waaren in englischen Häfen auf spanische Schiffe verladen, oder daß sie bis Singapore oder Hongkong mit englischen Schiffen befördert, dann dort umgeladen und unter spanischer Flagge zu den niedrigen Zollsätzen in Manila eingebracht wurden. Die Differenzialzölle nützten also der spanischen Industrie nichts, wohl aber den spanischen Rhedern, die für die Ueberführung nach Manila ganz außergewöhnlich hohe Frachtgebühren berechnen konnten. Dafür aber wurden durch den Zwischenhandel, die Lagerung und Neuverstauung in Singapore und Hongkong die betreffenden Industrieprodukte den Philippinern unnöthig vertheuert und überdies auch noch die Bedeutung der genannten beiden Häfen auf Kosten Manilas gehoben. Durch die Zolldekrete vom Juli 1872 und 29. April 1874 ist zwar eine Wendung zum Besseren eingetreten; der Zolltarif hat nur noch 117 Nummern und die Zollsätze werden nicht mehr nach dem Werthe, sondern nach dem Gewichte, bezw. Maße berechnet und sind gegen früher bedeutend ermäßigt; aber die alte bureaukratische Handhabung und der Beamtenschlendrian sind geblieben.

Wie nicht anders zu erwarten, faßten unter solcher der Kolonie gegenüber von Spanien befolgten Politik auch die dorthin versetzten Beamten ihr Amt nur als eine Sinekure auf, die möglichst auszunutzen sei. Dazu beging die spanische Regierung den Fehler, die Beamten zur Aufbesserung ihres Gehalts am Acapulcohandel zu betheiligen und ihnen für die Staatsgaleone kostenfreie Boletas (Frachtscheine) auszuliefern. Es führte das dazu, daß die Beamten theils mit diesen Frachtscheinen einen wucherischen Handel trieben, theils durch Vermittlung befreundeter Kaufleute sich selbst am Waarenhandel betheiligten und nun ihren amtlichen Einfluß aufboten, den mit ihnen im Einvernehmen handelnden Kaufleuten in jeder Weise Begünstigungen zuzuwenden. Zarte Rücksichten wurden dort in der Weltabgelegenheit noch weniger genommen, wie in den spanischen Regierungskreisen, zumal bei der einem Jeden täglich bevorstehenden Abberufung der, welcher nicht mit leeren Händen gehen wollte, schnell zugreifen mußte. Jeder Wechsel der Einflüsse an dem durch Intriguantencliquen geleiteten spanischen Hofe zog auch einen Beamtenwechsel in der Kolonie nach sich: ein Umstand, der weit mehr noch als die vielbeschuldigte Unfähigkeit der spanischen Beamten die ruhige

Ausgestaltung der Verwaltung hinderte. Sicherlich waren manche der leitenden Beamten, zu welchen man ohne Rücksicht auf ihre bisherige Thätigkeit bald Generäle, Magistratspersonen, Rechtsgelehrte, bald Geistliche, Höflinge, Richter ꝛc. ernannte, herzlich wenig für ihre Posten qualifizirt; aber selbst, wo Fähigkeiten und guter Wille vorhanden waren, fehlte es ihren Trägern an Zeit, sich in die neuen Verhältnisse hineinzuarbeiten. Als Beispiel sei nur erwähnt, daß nach einer Zusammenstellung des früheren englischen Gouverneurs von Hongkong, Sir John Bowring, die Philippinen bis zur Mitte unseres Jahrhunderts nicht weniger als 78 Generalgouverneure gehabt haben; ungerechnet die kürzeren interimistischen Verwaltungen.

Zudem erwuchsen der Kolonialverwaltung bald allerlei Schwierigkeiten aus der Einmischung der Mönchsorden in die inneren Verwaltungsangelegenheiten. Neben der Aussicht auf Beute trieb das mittelalterliche Spanien zu seiner Conquistadorenpolitik die fanatische Manie, die Welt um jeden Preis dem Katholizismus gewinnen zu wollen. Dem Zuge der beutesüchtigen Eroberer folgte der Schwarm der bekehrungswüthigen Mönche. So auch auf den Philippinen. Die ersten Mönche, die herüberkamen, waren Augustiner; ihnen folgten 1577 die Franziskaner, 1587 die Dominikaner, 1606 die „Augustinos recoletos“ (spanische Augustiner der strengen Observanz, Rekollekten). Sie vertheilten sich auf die von der Kolonialverwaltung durch Zusammenlegung der kleinen malaiischen Familiendörfer gebildeten größeren Pueblos und gewannen dort in Kurzem, da sie die alten überkommenen Gewohnheiten der Bewohner klugerweise zu schonen und sich deren Auffassungsfähigkeit anzupassen verstanden, eine ähnliche Machtstellung, wie später die Jesuiten in Paraguay. Im täglichen Verkehr mit den Eingeborenen lernten sie schnell deren verschiedene Idiome, Sitten und Anschauungen, sowie die persönlichen Verhältnisse der Gemeindemitglieder kennen und wußten dann ihre Kenntnisse mit Vortheil zu verwerthen. Die spanischen Beamten, denen sie auch meistens geistig überlegen waren, sahen sich bald in ihrem amtlichen Verkehr mit den Eingeborenen auf die Vermittlung und Mitwirkung der Mönche angewiesen, da sie selbst nur selten mit den Sprachen und Verhältnissen ihrer Bezirke genügend vertraut waren. Und die Ordensgeistlichen wußten das, unterstützt von ihren Orden, mit schlauem Geschäftssinn zur Steigerung ihres Einflusses auszunutzen. Indem sie einerseits die Beamten in der Ausführung der Regierungsmaßregeln unterstützten, andererseits ihre Gemeinden gegen die Willkür der Beamten und Encomenderos schützten, machten sie sich nach beiden Seiten hin zu Vertrauenspersonen und zu eigentlichen Herren des Gemeinwesens.

Abseits vom weltlichen Regiment entwickelte sich derart eine mönchische Nebenregierung, die ihre eigenen Zwecke verfolgte, und wo ihr die Regierungsverfügungen nicht paßten, diese einfach durchkreuzte. Da trotz ihrer Frömmigkeit nicht alle Gouverneure das demuthsvoll hinnahmen, kam es bald zu ernstlichen Konflikten. Der erste größere Zwiespalt entspann sich 1636 über die Frage des Asylrechts der Orden. Jahrelang wogte der Streit hin und her, in dem auf der einen Seite der Gouverneur, der Artilleriekommandant, der Staatsgerichtshof und die Jesuiten, auf der anderen Seite der Erzbischof und die drei Orden der Dominikaner, Franziskaner und Augustiner standen; schließlich kam es zu einem Kompromiß, der die übermächtige Stellung des Mönchthums noch mehr befestigte. Als bald darauf (1663) ein neuernannter Gouverneur, Namens Salcedo, wieder mit dem Erzbischof in Konflikt gerieth und schon wenige Monate nach dessen Tode die Abhaltung allgemeiner Landesfeste gestattete, fühlten sich die Orden bereits so stark, daß sie ihn durch die Inquisitionsagenten ergreifen und im

Augustinerkloster in Ketten legen ließen. Er entging der Aburtheilung durch das heilige Offizium in Mexiko nur dadurch, daß er auf dem Transport dorthin plötzlich starb.

Ein solches gewaltthätiges Verfahren gegen den obersten Beamten der Kolonie ging denn doch selbst dem frömmelnden Karl II. wider den Strich. Er befahl, daß Alle, die bei der Gefangennahme und Verschickung Salcedos mitgeholfen hätten, ihr Vermögen verlieren sollten. Die Macht der Mönche focht das nicht an; schon fünfzehn Jahre darauf exkommunizirte der Erzbischof wieder einen anderen Gouverneur, den Don Juan de Vargas Hurtado, und legte ihm die Buße auf, alle Sonn- und Festtage barfüßig und mit einem Strick um den Hals in der Kathedrale und den Kirchen von Parcan und Binondo öffentliche Abbitte zu thun. Als sich der Gouverneur weigerte, zogen sich unter dem Drucke der Orden seine sämmtlichen Beamten von ihm zurück. Er starb, wie es heißt, an gebrochenem Herzen auf der Ueberfahrt nach Spanien. Seitdem erfreut sich die Klerisei auf den Philippinen einer nahezu unumschränkten Machtfülle. Wenn, wie es scheint, der jetzige Höchstkommandirende der philippinischen Streitmacht, der General Blanco, sich die Unzufriedenheit der Mönche zugezogen hat, so kann das ihm gefährlicher werden, als ein halbes Dutzend grober militärischer Fehler.

Insgesammt sind jetzt in der Kolonie etwa 2000 Geistliche thätig, von denen über die Hälfte den religiösen Orden angehören. Am zahlreichsten sind die barfüßigen Augustiner und die augustinischen Rekollekten, dann folgen die Franziskaner, die Dominikaner, die Jesuiten und schließlich die Kongregationisten des Vincent de Paulo. Die Jesuiten besitzen besonders in den hohen Beamtenkreisen Einfluß. Als das Hauptfeld für ihren Bekehrungseifer haben sie sich Mindanao ausersehen.

Von den Ordensgeistlichen, die sämmtlich Spanier sind, werden alle höheren geistlichen Aemter und besseren Pfarreien besetzt. Die fast ausschließlich aus der Masse der Mestizen oder der Eingeborenen hervorgegangenen Weltgeistlichen wirken größtentheils als Koadjutoren in den größeren Pfarreien oder sie werden in den unbedeutenderen und abgelegeneren Ortschaften untergebracht.

An der Spitze der Hierarchie steht der Erzbischof von Manila mit den vier Bischöfen von Cebu, Nueva Segovia, Nueva Cacéres und von Jaro. Der Erzbischof bezieht außer anderen Revenuen ein jährliches Gehalt von 60000 Pesetas (ungefähr 51000 Mark), die Bischöfe erhalten 30000 Pesetas. Das Gehalt der Pfarrer wird aus der Kirchensteuer genommen und richtet sich nach der Größe und Steuerfähigkeit ihrer Gemeinden. In den meisten Landestheilen erhält das Pfarramt für je 100 tributpflichtige Ehepaare in einer Gemeinde 180 Pesetas, auf Bohol, Cebu, Leyte, Mindoro, Misamis und Samar jedoch 212 Pesetas. Die weitaus meisten Pfarrämter haben mit den Nebensporteln Einkünfte von über 10000 Pesetas; einzelne sogar von 30000, 40000, ja selbst 50000 und 60000 Pesetas.

Die Weltgeistlichkeit, die, wie schon gesagt, aus Mestizen und Eingeborenen besteht, wird von der Ordensgeistlichkeit über die Achsel angesehen und in strenger Abhängigkeit gehalten; nicht mit Unrecht, denn der malaiische „Clero secular“ steht an Unwissenheit und weltlichen Neigungen noch unter dem niederen südamerikanischen Klerus. In den vom Verkehr entfernten Gegenden lebt er zum Theil in offenem Konkubinat. Dem spanischen Regierungsinteresse ist indeß diese Scheidung des Klerus in eine höhere Ordensgeistlichkeit und eine niedere Weltgeistlichkeit durchaus schädlich. In den farbigen Geistlichen hat sich tief das Bewußtsein festgesetzt, in allem zurückgesetzt zu sein. Das sonst bei katholischen

Priestern oft scharf ausgeprägte Gefühl, sämmtlich Diener derselben mächtigen Kirche zu sein, in der Jeder zu den höchsten Stufen emporgelangen kann, hat hier einem versteckten Neid und bitterem Haß Platz gemacht. Thatsächlich war die Weltgeistlichkeit denn auch an dem letzten Aufstand im Jahre 1872 nicht unerheblich betheiligt.

Das Erziehungswesen liegt ganz in den Händen der Mönche. Für den Unterricht der Eingeborenen sorgen die Pfarrschulen, von denen es auf den Philippinen über 1600 mit an 180000 Kindern geben soll. Hauptgegenstand des Unterrichts ist natürlich Religion und nochmals Religion; daneben werden den Kindern Schreiben, Lesen und Rechnen und etwas Spanisch beigebracht. Für die Kinder der Weißen und Mestizen sind von den Orden in Manila höhere Schulen, sogenannte „Colegios", eingerichtet. Die bedeutendsten sind das von den Dominikanern geleitete „Colegio de Santo Thomas", das „Colegio de San Juan de Létran" und das unter Leitung der Jesuiten stehende „Ateneo munizipal". Die königliche Santo Thomas-Universität, die durchschnittlich im letzten Jahrzehnt von jährlich 900 bis 1000 Studirenden besucht worden ist, steht ganz unter der Herrschaft der Dominikaner. Auch in den nichttheologischen Fächern wird der Unterricht vielfach von Dominikanerpatern ertheilt.

Alle Abhängigkeit der Kolonialregierung von den Mönchsorden hat indeß wohl kaum der Entwicklung der Kolonie so viel Eintrag gethan, wie die Ausbeutung der Eingeborenen durch die Chinesen. Zuerst zeigte sich die Kolonialverwaltung der Chinesen-Einwanderung, die schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts derart zunahm, daß gegen 30000 Chinesen auf den Philippinen lebten, nicht ungewogen, da sie hoffte, die bezopften Söhne des himmlischen Reiches würden sich zum größeren Theil dem Landbau widmen und ihn dadurch auf eine höhere Stufe heben. Bald zeigte sich jedoch das Irrige dieser Ansicht. Die Chinesen legten sich fast ausschließlich auf den Handel, dem Ackerbau wandten sich nur ungefähr 2 Prozent zu. Schlau, pfiffig und gewissenlos, mit hervorragendem Talent für den Handel ausgestattet, wußten sie sich überall, wo es etwas zu handeln und zu schachern gab, hineinzudrängen und den leicht zu übervortheilenden, indolenten Eingeborenen auszubeuten. Hatten sie dann ein hübsches Vermögen zusammengescharrt, so kehrten sie nach ihren heimathlichen Gefilden zurück.

Als endlich die Regierung einsah, daß die Chinesen nur auf jede Weise die Eingeborenen auszunutzen suchten, ohne daß der von ihnen erzielte Gewinn der Kolonie zu Gute kam, versuchte sie die Einwanderung zu hemmen und den Handel der Chinesen im Innern der Kolonie zu beschränken, zumal auch in moralischer Beziehung sich deren Einfluß auf die Malaien nichts weniger als günstig erwiesen hatte. Die Folge war eine Reihe Chinesen-Aufstände, die sich durch das ganze siebzehnte Jahrhundert hinzogen und in denen zweimal fast die ganze chinesische Bewohnerschaft Luzons aufgerieben wurde. Nun wurde durch Erlasse der Regierung (vom Jahre 1679 und 1686) die Niederlassung der Chinesen auf bestimmte Vororte beschränkt, doch gelangten unter den derzeitigen nachlässigen Gouverneuren diese Verordnungen nur theilweise zur Durchführung. Mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts nahm der Zuzug der Chinesen wieder dermaßen zu, daß sich endlich der Gouverneur Lizarraga entschloß, den größten Theil mit Gewalt aus dem Archipel zu vertreiben. Seine Nachfolger zeigten sich weniger strenge, so daß Luzon, dem die Chinesen seit jeher besonders ihre Neigung zugewandt haben, 1757 von Neuem gesäubert werden mußte. In dieser Weise zieht sich der Kampf gegen die Chinesen-Ueberfluthung, bald recht flau,

bald wieder energischer geführt, bis in die vierziger Jahre unseres jetzigen Jahrhunderts hinein.

Seitdem genießen die Chinesen Duldung auf den Philippinen. Dafür müssen sie eine hohe Extra-Kopfsteuer und besondere Lizenz- und Gewerbesteuern bezahlen. Die jährlich für ein kleines chinesisches Geschäft niedrigster Klasse (vierte Klasse) geforderte Betriebssteuer beträgt z. B. nach unserem Gelde 85 Mark, für ein Geschäft erster Klasse 425 Mark. An Kopfsteuer zahlt der Chinese 30 Pesetas (25 Mark 50 Pfennig). Dazu kommen noch verschiedene kleinere Abgaben. Dennoch werden die Chinesen zum größten Theil reiche Leute. Gewöhnlich kommen sie schon in jungen Jahren von China herüber, treten dann vorläufig als Aushelfer in das Geschäft eines Landsmanns ein, erlernen die Landessprache und etwas Spanisch und fangen dann, sobald sie sich etwas erspart haben, selbst zu handeln an, meist zuerst als „Sangleyes" (chinesische umherziehende Händler). Da sie äußerst sparsam, bedürfnißlos und fleißig sind, dabei Gewissensskrupel nicht kennen und das Betrügen noch besser verstehen, wie der abgefeimteste Roßtäuscher, gelingt es ihnen meist in relativ kurzer Zeit, ein nettes Sümmchen zusammenzubringen. Entweder gehen sie dann wieder nach dem Lande ihrer Väter zurück, oder sie nehmen sich, um sich die Annehmlichkeiten des Ehelebens zu sichern, ein malaiisches Ehegespons. Da nach dem Gesetz nur christlichen Chinesen das Eingehen einer Ehe gestattet ist, müssen sie vorher zum Katholizismus übertreten. Das macht ihnen indeß wenig Kummer; es ist für sie eine leere Zeremonie, die ihnen zudem noch den Vortheil einbringt, daß sie nun bei den Geistlichen, die ihnen sonst oft die Niederlassung und ihren geschäftlichen Verkehr mit den Eingeborenen erschweren, besser angeschrieben stehen. Gefällt ihnen später ihre Frau nicht mehr oder sehnen sie sich nach ihrem Geburtslande zurück, so lassen sie ohne Bedenken Weib und Kinder zurück. Die Tagalinnen, die einen Chinesen heirathen, lassen sich deshalb jetzt meist vor der Eheschließung ein kleines Kapital sicherstellen.

Für die spanische Regierung sind die Chinesen, die nach den offiziellen, aus den Steuerlisten herausgezogenen Angaben nur einige 30000 Köpfe zählen sollen, in Wirklichkeit aber mindestens doppelt so zahlreich sind, eine stete Gefahr. Von der spanischen Verwaltung ungern gesehen, hochbesteuert und belastet, führen sie gegen die Behörden einen steten versteckten Kampf. Um so unbegreiflicher ist es, daß in den letzten Jahrzehnten die Kolonialverwaltung dem Eindringen der Chinesen fast völlig freien Lauf gelassen hat. Onkel Sam und die australischen Kolonien haben sich, obgleich sie weit weniger der sogenannten Chinesengefahr ausgesetzt sind, die bezopften Mongolen besser vom Leibe zu halten gewußt. Um augenblicklicher Vortheile willen wird von den Spaniern der Fortbestand und die ruhige Weiterentwicklung ihrer Kolonie aufs Spiel gesetzt. Die Finanzverwaltung will eben die hohen Steuersummen, die sie aus den Chinesen zieht, nicht entbehren.

Etwas höher, wie die reinen Chinesen, stehen die chinesischen Mestizen, „Mestizos chinos" oder „Mestizos de sangleyes" genannt, die aus den Ehen der Chinesen mit Malaiinnen hervorgegangenen Mischlinge, deren Zahl sich auf mindestens 200000 beläuft. Sie haben durchweg eine bessere Bildung erhalten, wie die malaiischen Eingeborenen, sind intelligenter, beweglicher und geschäftsgewandter, im Uebrigen aber theilen sie fast alle Laster ihrer chinesischen Väter. Der chinesische Mestize ist seinem Charakter und Typus nach zu mindestens zwei Dritteln Chinese und nur zu einem Drittel Malaie. Wie die Chinesen sind sie meistens Kaufleute und Händler, doch findet man unter ihnen auch viele Handwerker. Landbau treiben sie weniger. Ein großer Theil des Klein- und

Zwischenhandels, sowie des kleineren und mittleren Kreditwesens ist in ihren Händen. Zu ihnen gehören auch durchweg die Geldverleiher und Wucherer, die der Landbevölkerung Geld vorstrecken und mit Geschick deren Leichtsinn und manchmal kaum glaubliche Sorglosigkeit auszubeuten wissen. Sie sind ein unruhiges, stets zur Opposition geneigtes Element; besonders richtet sich ihr Haß gegen die Mönche, weil diese oft ihre sauberen Geschäfte durchkreuzen. Die Mestizen bezahlen weit niedrigere Steuern, wie die eingewanderten Chinesen, aber beträchtlich höhere, wie die Malaien. Die Kopfsteuer beträgt die Hälfte der chinesischen (15 Pesetas). (Schluß folgt.)

---

# Probleme des Sozialismus.

Eigenes und Ueberseztes von **Eduard Bernstein.**

## 2. Eine Theorie der Gebiete und Grenzen des Kollektivismus.

Wir lassen auch im Folgenden Hobson selbst sprechen, und zwar so ausführlich wie möglich, um neben der Theorie selbst auch die Begründung, den leitenden Gedankengang vorzuführen, und weil wir im Laufe unserer eigenen Untersuchung an einzelne Stellen seines Aufsatzes werden anzuknüpfen haben. Nur unwesentliche Hinweise und Illustrationen haben wir der Kürze halber fortgelassen.

Vorausgeschickt sei, daß wir die Ausdrücke kollektiv, Kollektivismus in der doppelten Anwendung, die sie bei Hobson wie überhaupt in der sozialpolitischen Literatur Englands haben, nämlich als Bezeichnung der vereinigten Arbeit im Betrieb und zugleich als Bezeichnung für die öffentliche (staatliche, gemeindliche 2c.) Uebernahme von Betrieben oder Produktionszweigen, auch im Deutschen beibehalten haben. Sie scheinen uns vor den in Deutschland entsprechend gebrauchten Ausdrücken „gesellschaftlich", „Vergesellschaftung" den Vorzug größerer Abgrenzungsfähigkeit zu haben. Das Stammwort „kollektiv" drückt einfach den Begriff der zusammenwirkenden relativen Vielheit aus, das Wort Gesellschaft dagegen wird zwar auch im Sinne solcher Vielheit gebraucht, hat aber noch allerhand Nebenbedeutungen, die zu groben Mißverständnissen Anlaß bieten. Wir können die Uebernahme von Produktionszweigen durch Gemeinden als Kollektivismus bezeichnen, es würde aber offenbar zu sehr falschen Vorstellungen führen, in solchen Fällen von Vergesellschaftung reden zu wollen. Selbst die Verstaatlichung ist nicht kurzweg mit Vergesellschaftung zu identifiziren. Sie ist aber ein kollektivistischer Akt. Wo es sich also um Umwandlung von Privatunternehmungen in öffentliche handelt, ohne daß damit schon eine ganze Aenderung der gesellschaftlichen Ordnung verbunden wäre, erscheint es zweckmäßiger, das weniger versprechende, mehr den Bastardzustand zum Ausdruck bringende Wort Kollektivismus zu gebrauchen.

* * *

Hobsons Untersuchung knüpft an einen Ausspruch des berühmten Schotten Adam Smith an. In seinem Werk über den Reichthum der Nationen, das am Vorabend der großen, durch die Erfindungen Watts, Arkwrights 2c. bewirkten industriellen Revolution verfaßt worden, geht der Theoretiker des Industriesystems auch auf die Frage der Aktienunternehmungen ein. Er untersucht die verschiedenen Formen und Arten von Aktiengesellschaften, die bis dahin bekannt geworden, und sagt dann hinsichtlich der Zweckmäßigkeit und Ausdehnungsfähigkeit dieser Betriebsform:

„Die einzigen Gewerbe, von denen es möglich erscheint, daß Aktiengesellschaften sie auch ohne Monopolrechte erfolgreich betreiben können, sind